

Barrierefreie Kirche? Kennzeichen inklusiver Seelsorge

Der Zugang zu den meisten Gotteshäusern, Pfarrheimen und Klöstern ist barrierefrei. Fraglich ist allerdings, ob es nicht andere Mechanismen gibt, die die Kirche für manche Menschen einladender machen als für andere. So wird Inklusion in der Pastoral von vornherein verhindert. Stefan Gärtner

In einer barrierefreien Kirche haben Menschen mit Rollator oder Kinderwagen ungehinderten Zugang. Das ist gleichzeitig ein Symbol dafür, welche Zielgruppen die Pastoral besonders anspricht. Die Alterspyramide steht in der Kirche auf dem Kopf, das heißt die ältere Generation ist überdurchschnittlich vertreten. Außerdem hat die Alterspyramide in der Mitte ein Loch, weil Getaufte ohne Kinder beziehungsweise nach der Kinderphase und den Initiations sakramenten den Kontakt zur Gemeinde wieder verlieren.

Schon die Architektur sagt somit etwas über Inklusion und Exklusion in der Seelsorge aus: Es gibt in vielen Pfarreien Rollstuhlrampen, aber kein WLAN; Sprechzimmer, aber keine Orte zum Chillen; Stellplätze für Mittelklasseautos, aber keine Überdachung für Fahrräder. Pfarrer wundern sich, dass in ihren Gemeinden nur das konservative Bürgertum vertreten ist, obwohl Pastoraltheologinnen ihnen mit der Sinus-Kirchenstudie verdeutlicht haben, dass es noch andere soziale Milieus gibt. Doch diese fühlen sich nicht willkommen, weil die, die schon da sind, in ihrem Lebensstil ganz anders sind. Was Barrierefreiheit für die einen bedeutet, kann für andere zum Stolperstein werden.

ASSIMILATION, INTEGRATION UND INKLUSION – DER ‚HARIBOTEST‘

Die Kirche ist vom Evangelium her offen für jeden und jede, doch ganz offensichtlich gibt es ausdrückliche und subtile Ein- und Ausschlusskriterien. Die Architektur, die Altersstruktur und der geteilte Lebensstil sind Beispiele dafür. Sie wirken wie Selektionsmechanismen, wobei die Inklusionsdebatte auf stärker diskriminierende Abgrenzungen abhebt, etwa aufgrund von Herkunft oder Geschlecht. Diese Beispiele machen deutlich, dass Inklusion mehr als das Thema Krankheit und Behinderung umfasst und dass Menschen auch von mehreren Ausschlussmechanismen betroffen sein können. Man spricht dann von Intersektionalität (vgl. *Eppenstein/Kiesel*). Die Pastoral muss mit einem weiten Inklusionsverständnis arbeiten.

Die Teilhabe an der Glaubensgemeinschaft ist also durch Grenzziehungen geregelt, mit denen Menschen voneinander unterschieden

Stefan Gärtner

geb. 1965, Dr. theol. habil., *Assistant Professor* an der Universität Tilburg in den Niederlanden mit dem Schwerpunkt Seelsorgelehre.

werden, und zwar sowohl nach innen als auch nach außen. Innerkirchlich wirkmächtig sind die Unterscheidungen zwischen Klerikern und Laien und die zwischen Ehrenamtlichen und Engagierten auf der einen und Fernstehenden und Lauen auf der anderen Seite. Damit sind andere Differenzen verbunden: so sind Frauen überdurchschnittlich aktiv in der Pfarrei, aber ganz vom Weiheamt ausgeschlossen. Daneben gibt es die Abgrenzung der Kirche nach außen. Die Soziologie hat schon früh auf den Mechanismus hingewiesen, dass je enger der Zusammenhalt in einer Gruppe ist, sie sich umso stärker von denen abgrenzt, die nicht dazugehören (vgl. *Elias/Scotson*). Dementsprechend ist es auch schwerer, Zugang zu der Gruppe zu finden.

Um herauszubekommen, wie dies in der Pastoral vor Ort geregelt ist, kann man den ‚Haribotest‘ machen (vgl. *Reimann*). Eine erste Option gleicht der Tüte *Happy Cola*: sie umfasst ausschließlich kleine Colaflaschen aus Fruchtgummi. Die Mitgliedschaft in der Glaubensgemeinschaft ist eine der Assimilation. Man strahlt Homogenität und Geschlossenheit aus. Neulinge müssen sich an die bestehenden Regeln, Sprachgewohnheiten und Frömmigkeitspraxen anpassen, oder aber sie stehen dauerhaft im Abseits. Es geht um das volkshirchliche Modell, das in den deutschsprachigen Ländern zwar weitgehend der Vergangenheit angehört, doch noch immer als unterschwellige Norm oder Traumvorstellung die Mentalität von manchen bestimmt.

Ein zweites Modell ist die Integration oder in der Haribodiktion die Mischung *Die Schlümpfe Sauer*, die vor allem Fruchtgummi in der Geschmacksrichtung Erdbeere-Himbeere, aber auch vereinzelt Kirsche-Cola des ‚sauren‘ Gegenspielers der Schlümpfe, Gargamel, ent-

hält. Analog dazu sind die Menschen, die etwas anders als die Mehrheit sind, etwa durch sexuelle Orientierung, geistige und körperliche Gesundheit oder Armut (vgl. *Theunissen*, 55-57). Sie sind in die Pastoral integriert, aber bleiben dabei unter sich. Die Mehrheit fühlt keine Notwendigkeit, die herrschenden Vorstellungen und Partizipationsmöglichkeiten von Kirche und Seelsorge zu verändern, denn alle gehören dazu und werden in ihrer Eigenart akzeptiert.

Ein Beispiel geben die fremdsprachigen Missionen. Die Katholiken aus anderen Ländern oder mit einer anderen Muttersprache haben manchmal einen exotischen Beitrag zum Pfarrfest, doch öfters sind sie in der Kirche marginalisiert.

Natürlich ist es wichtig, den Glauben auch in der Muttersprache miteinander feiern und bezeugen zu können. Inklusion bedeutet nicht, dass man solche und andere Unterscheidungen einfach hinter sich lässt. Wohl geht es um ein verändertes Bewusstsein und um gleiche Teilhabe. „An die Stelle der mit dem Integrationsmodell verknüpften Vorstellung zweier relativ homogener Gruppen [...] setzt das Inklusionsparadigma die Überzeugung der unmittelbaren Zugehörigkeit jedes Menschen zu einer Gesellschaft der Vielfalt“ (*Liedke* 2012, 75). In der Perspektive der Inklusion erscheint also grundsätzlich jeder und jede verschieden. Marginalisierte Personen werden nicht aus der Haltung der Mehrheit oder von ihren Defiziten her wahrgenommen, sondern Heterogenität wird als grundlegender Wesenszug der Pastoral anerkannt.

Es gibt demnach vielfältige Differenzen, die Einzelne mal mehr und mal weniger betreffen. Die Kirche wäre dann wie eine Tüte *Color-Rado*, in der alle Hariboprodukte gemischt

sind. Die Differenzen innerhalb einer Gemeinde und zu ihrer Umwelt werden gleichzeitig ernstgenommen und relativiert, weil alles von Diversität durchsetzt ist, die quer zu bipolaren Unterscheidungen wie Welt und Kirche, Kleriker und Laien oder Christinnen und Nichtchristen verläuft. So eröffnen sich überraschende, neue Perspektiven. Es entsteht eine Glaubensgemeinschaft, in der jeder und jede als gleichberechtigt und nicht als oberflächlich gleich wertgeschätzt ist. Es gibt kein Zentrum und keinen Rand mehr, sondern viele Zentren und viele Ränder.

INKLUSIVES DENKEN IN DER PASTORALEN PRAXIS

Was könnte ein solches weites Inklusionsverständnis in der Pastoral konkret bedeuten? Wie verändert es die bestehende Praxis? Wenn in der Diakonie über Migrationserfahrungen gesprochen wird, geht es nicht mehr nur um das nahegelegene Flüchtlingsheim. Es ist auch im Blick, dass Gemeindeglieder aus der DDR oder dem Ausland geflüchtet sind oder als Vertriebene nach dem Zweiten Weltkrieg in der letzten Lebensphase mit traumatischen Erinnerungen konfrontiert werden (vgl. *Radebold*, 194-197). Migrant*innen sind also nicht nur die anderen. So entsteht gleichzeitig eine Verbindung zwischen Menschen in der und außerhalb der Pfarrei. Die Grenzen zwischen Kirche und Umwelt werden fließend. Inklusion ist nicht nur aufmerksam für Unterschiede, sondern sie schafft neue Koalitionen und Netzwerke.

Ein anderes Beispiel wäre eine Katechese, bei der Kinder nur aus einer Noch-nicht-Perspektive heraus wahrgenommen werden.

Damit wird gleichzeitig suggeriert, dass die erwachsenen Mitglieder der Glaubensgemeinschaft Katechese nicht mehr nötig hätten oder sich nicht vielleicht auch wünschen. Den Glauben besser kennenzulernen, wird zu einer Altersfrage und nicht zu einer Angelegenheit für alle.

Gleichzeitig wird mit dieser Differenz überspielt, dass Kinder und Jugendliche zwar noch viel lernen müssen, aber bereits bedenkenswerte Antworten geben, die Ausdruck einer lebendigen Kirche sind. Diese Antworten können auch die übrigen Gläubigen inspirieren und sie relativieren die Differenz zwischen Katechet und Katechumenen. Außerdem wird im inklusiven Denken für alle erfahrbar, dass Glauben nicht nur eine Sache des Kopfes, sondern des ganzen Leibes ist, und dass Katechese in leichter Sprache nicht nur für Kinder geeignet sein kann.

In der Krankenhauseelsorge schließlich wird der manchmal leichtfertig hergestellte Zusammenhang zwischen Heil und körperlicher Heilung relativiert. Damit wird einerseits insinuiert, dass behinderte und kranke Menschen besonders heilsbedürftig wären, und andererseits, dass sie ihre Krankheit oder Behinderung nicht befähigte, einen aktiven Beitrag beim Anbruch des Reiches Gottes zu haben (vgl. *Krauß*, 102-156). Außerdem wird im Konzept einer ganzheitlichen Klinikseelsorge Gesundheit unkritisch als von Gott gewollte Gnadengabe angesehen. Im inklusiven Denken sind dagegen alle Menschen des Heils und der Heilung bedürftig, insofern sie als in Christus bereits grundsätzlich freigesprochene Sünderinnen und Sünder jeweils individuelle Schwächen, aber auch Stärken haben.

BAUSTEINE FÜR EINE INKLUSIVE SEELSORGE

Glaubenserfahrungen mit dem dreieinigen Gott stehen somit auch am Beginn einer inklusiven Pastoral. Sie kann theologisch als Gabe und Aufgabe verstanden werden. Die liebevolle Zuwendung Gottes zu jedem Menschen impliziert ein Freiheitsgeschehen, in dem jeder und jede in seinem und ihrem Sosein anerkannt und zum Heil berufen ist. Das motiviert die Kirche, selbst zu einem Ort der vorbehaltlosen Anerkennung des/der Einzelnen in ihrem jeweiligen Anderssein zu werden (vgl. *Liedke* 2016). Dazu ist eine Überwindung aller stigmatisierenden Kommunikation und diskriminierenden Strukturen nötig, die sowohl innerhalb als auch außerhalb der Glaubensgemeinschaft eine Wertschätzung der Vielfalt verhindern.

Inklusive Seelsorge zeichnet sich in der Folge durch ihre Pluralitätsfähigkeit aus. Es geht nicht darum, alle einfach in die Kirche zu integrieren, sondern um eine Netzwerkstruktur, die von Vielfalt in und außerhalb der Kirche ausgeht und allen Partizipationsmöglichkeiten bietet. Inklusion meint dann solidarische Beziehungen, bei denen jeder und jede in ihren individuellen Besonderheiten geachtet ist, weil alle vor Gott zugleich begabte als auch begrenzte Menschen sind. Es geht darum, „den in Gott angelegten Beziehungsreichtum in der Sozialgestalt des Glaubens zu entfalten“ (*Kunz*, 59).

Damit ist gleichzeitig gesagt, dass Inklusion nicht eine Zusatzaufgabe, sondern ein Wesenszug der Kirche ist. Dafür muss man also keine neue Arbeitsgruppe gründen, die über entsprechende Angebote nachdenkt. Stattdessen geht es um eine Querschnittsdimension des pastoralen Handelns, die alle Vollzüge der Glaubensgemein-

schaft durchzieht (vgl. *Schweiker*). Inklusion ist nicht etwas Zusätzliches, sondern etwas für die Kirche Wesentliches.

Daneben bedeutet Inklusion nicht, dass alle fortan alles gemeinsam machen. Es bleibt sinnvoll, dass Menschen, die durch einen Schicksalsschlag getroffen sind, die dieselbe Lebenswelt teilen oder die ein gemeinsames Engagement verbindet, sich zusammenschließen. Zielgruppenspezifische und übergreifende Handlungs- und Sozialformen in der Pastoral schließen einander nicht aus. Erstere müssen sich aber daran messen lassen, ob sie letztere eher fördern oder erschweren. Denn in einer inklusiven Pastoral tragen alle auf ihre je eigene Weise Verantwortung für das Ganze und sind in die Entscheidungsprozesse eingebunden.

Dabei ist es ein Missverständnis zu glauben, dass diese Prozesse dadurch völlig aus dem Ruder liefen. Hinter dieser Angst steht eine bipolare Auffassung von Verantwortung und Leitung, die diese als ein System kommunizierender Röhren auffasst. Demnach ginge Machtgewinn für die eine Seite automatisch auf Kosten der anderen. Wenn aber alle Verantwortung tragen, kann dies im besten Fall zu einer wechselseitigen Ermächtigung im Sinne des Empowerments führen. Alle sind Gewinner. Außerdem würde so die Sitzungskultur in der Pfarrei dynamisiert und es entstehen niedrigschwellige Mitbestimmungsmöglichkeiten.

Inklusive Seelsorge wertschätzt demnach, dass alle ihren Beitrag haben. Gleichzeitig ist sie kritisch und solidarisch, wo in und außerhalb der Glaubensgemeinschaft dieses Recht beschnitten wird und Menschen ausgeschlossen bleiben. Das gilt zum Beispiel für das Normalisierungsgebot. Es beschreibt die Erwartung,

dass Behinderte einen Defekt hätten, der so viel wie möglich behoben werden muss. Hierdurch werden ihre faktische Ausgrenzung und mangelnde Selbstbestimmung überspielt (vgl. Krauß, 25–33). Daneben können die vorherrschenden Vorstellungen über Autonomie, Körper oder Subjektivität aufrechterhalten werden: sie sind nicht durch das ‚Unnormale‘ gestört.

Der Umgang mit dem Anderssein durch Behinderung, aber auch durch andere Formen der Marginalisierung wie Armut, Abhängigkeit oder Herkunft, ist somit von sozialen Konstrukten geprägt. Wie in der Pastoral darüber gedacht wird, ist nicht unabhängig von den sozialen Rahmenbedingungen. Eine inklusive Kirche stellt die selbstkritische Frage, ob sie im Akkord mit der Gesellschaft von einer Mehrheitsposition aus über andere denkt und diese damit eigentlich erst zu ‚anderen‘ macht. Das sogenannte *othering* meint einen solchen Prozess der häufig unbewussten Ausgrenzung. Stattdessen sollten alle in ihren jeweiligen Eigenheiten eine anerkannte Position in der Glaubensgemeinschaft haben. Eigenheiten werden dann nicht als etwas Abweichendes gesehen, das verändert werden muss.

Ein solcher Wunsch nach Veränderung entsteht häufig mit den besten Absichten. In der Kirche wirkmächtig ist der sogenannte diakonische Blick, der Gläubige mit einer Einschränkung nicht als Subjekte, sondern vor allem als Hilfsbedürftige wahrnimmt (vgl. Liedke 2012, 80–82). Gleichzeitig wird ihr Recht auf Inklusion an Spezialisten in kirchlichen Fürsorgeeinrichtungen ausgelagert. In

der Tat: manche Getaufte sind auf besondere Unterstützung angewiesen, aber sie dürfen nicht hierauf reduziert werden. Sie haben das Recht und die Pflicht, ihren Beitrag zur Verkündigung des Evangeliums zu leisten. Inklusiv Seelsorge ist keine Seelsorge für bestimmte Menschen, sondern ganz einfach Seelsorge aller Menschen. So entsteht eine im umfassenden Sinn barrierefreie Kirche.

LITERATUR

- Elias, Norbert/Scotson, John L., Etablierte und Außenseiter, Frankfurt/M. 1993.
- Eppenstein, Thomas/Kiesel, Doron, Intersektionalität, Inklusion und Soziale Arbeit – ein kongeniales Dreieck, in: Balz, Hans-Jürgen u. a. (Hg.), Soziale Inklusion. Grundlagen, Strategien und Projekte in der Sozialen Arbeit, Wiesbaden 2012, 95–104.
- Krauß, Anne, Barrierefreie Theologie. Das Werk Ulrich Bachs vorgestellt und weitergedacht, Stuttgart 2014.
- Kunz, Ralph, Inklusiv Gemeinde. Die christliche Gemeinde im Horizont ihrer gesellschaftlichen Verortung, in: Ders./Liedke, Ulf (Hg.), Handbuch Inklusion in der Kirchengemeinde, Göttingen 2013, 53–84.
- Liedke, Ulf, Menschen. Leben. Vielfalt. Inklusion als Gabe und Aufgabe für Kirchengemeinden, in: Pastoraltheologie 101 (2012) 71–86.
- Ders., „Offen für alle“. Grundlagen und Arbeitsformen inklusiver Praxis in Kirchengemeinden, in: Ders. u. a., Inklusion. Lehr- und Arbeitsbuch für professionelles Handeln in Kirche und Gesellschaft, Stuttgart 2016, 186–203.
- Radebold, Hartmut, Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit. Hilfen für Kriegskinder im Alter, Stuttgart 2015.
- Reimann, Lisa, Inklusion bei den Goldbären, in: Berliner Behinderten-Zeitung 21 (2010) 26.
- Schweiker, Wolfhard, Implikationen von Inklusion für Kirchengemeinden, in: Eurich, Johannes/Lob-Hüdepohl, Andreas (Hg.), Behinderung – Profile inklusiver Theologie, Diakonie und Kirche, Stuttgart 2014, 167–177.
- Theunissen, Georg, Von der „Asylierung“ zur „Inklusion“ – zeitgenössische Paradigmen der Behindertenhilfe, in: Eurich, Johannes/Lob-Hüdepohl, Andreas (Hg.), Inklusiv Kirche, Stuttgart 2011, 50–63.